

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 6. 6. 1937 | Nr. 23

Rudolf Koch:

Ein Deutscher.

In der ersten Jubiläumsreihe, die der Insel-Verlag aus Anlaß des 25jährigen Bestehens seiner Insel-Bücherei herausgibt, befindet sich eine Sammlung kleiner Schriften von Rudolf Koch, die unter dem Titel „Ein Deutscher“ stehend, geeignet ist, das Bild des großen Schriftkünstlers zu vertiefen. Wir geben aus dem Bändchen den Beitrag, von dem es seinen Titel empfing, im folgenden wieder:

Als ich noch ein Knabe war, wollte ich gern ein rechter, echter Deutscher werden. Das Fremdländische haßte ich, und auch als ich heranwuchs, schien mir das die wahre Treue zu sein. Ich lernte wohl begreifen, daß der Mensch ausgebreitete Kenntnisse erwerben, vielleicht auch fremde Länder kennenlernen müsse, doch nur, um daraufhin die Heimat um so mehr und ausschließlicher zu lieben. Vor allem aber verlangte mich nicht nach dem Süden und nach den Werken des Altertums, das Land und die Werke der Deutschen waren mir genug. Wohl spiegelte sich in diesen Werken oftmals eine fremde, seltsame Welt, die auch mich in die Ferne lockte, aber Verrat schien es mir, diesen Lockungen zu folgen, und je mehr Menschen in die vielgerühmte Fremde zogen, um so entschiedener blieb ich daheim.

Haben wir in der herben, reichen und weiten Fülle unserer Heimat und unseres Volkes nicht alles? Denkt der einfache Mann bei uns daran, sich fremdes Wesen anzueignen, bedarf das einfältige Gemüt erst des Gegensatzes, um Wert und Art der Heimat zu begreifen? Ich wollte etwas Ganzes sein, ein Nordischer und Deutscher. Nach einer solchen herrlichen und beruhigenden Einheit zog es mich, in ihr hoffte ich froh und leicht und heiter das auswirken zu können, was mir gegeben war, und nichts sollte sein, dessen ich mich zu schämen brauchte. Da wurde ich plötzlich, auf wenige Tage nur, nach Florenz, der berühmten Stadt des Südens, versetzt, Freunde führten mich durch die Straßen und in die Paläste, sie ließen mich über die Häuser hinwegschauen und führten mich auf die Höhen ringsum, da standen in der schönsten Frühlingssonne Ölbäume und Zypressen. In einem Kreuzgang stand ein Arbeiter hoch auf dem Gerüst und sang halblaut und abgebrochen vor sich hin, es schien der herrlichste Wohllaut, den ich je aus Menschenmund vernahm.

Ich war in dieser Zeit wie andere Menschen, sprach, hatte offene Augen und Sinne, aß, trank und schlief, niemand, ich selbst nicht, konnte vermuten, daß etwas Besonderes mit mir wäre. Ich sah die Werke aus Marmor und Erz, die Bilder und die Säulen. Ungeahnte Schönheit von Formen und Gebilden strömte auf mich nieder. In sanftem Schreiten sahen kostbare Gestalten auf mich herab, heitere Gewölbe umfingen mich. Wo war ich hingeraten? Es schien mir wie Zauberei. Es mag wohl sein, daß ein ferner Klang davon von frühauf in meiner Seele ruhte, aber das, was da vor mir stand, war doch ganz unfaßbar betäubend, ja in seiner Überfülle zum Entsetzen. Ich war entrückt wie Paulus, mit ihm konnte ich sprechen: Bin ich in dem Leibe gewesen oder außer dem Leibe, ich weiß es nicht, Gott weiß es.

Ich war längst zurückgekehrt, da wachte ich auf wie nach einem Schlaf und griff nach meinem Herzen. Was war mit ihm? Ich kannte es nicht mehr. Es war, als hätte es einen Riß, als wäre es krank. Ich raffte mich auf und sah um mich. Und die Leute standen und nickten und sprachen: Ja, ja, so geht es jedem. Da wurde ich zornig: Ich will kein Gefangener sein, ich brauche Freiheit. Soll ich auf meine alten Tage noch zum Narren werden? Ein alter Mann, der sich in ein junges Mädchen verliebt, den lacht man aus. Gerade so war es mir zumute. Dachte ich an jene Tage, so war mir tief im Herzen weh. Ich kann es nicht anders nennen, nur: das Fremde, Unbegreifliche, das Unerreichbare. Die Sonne. Der Himmel. Das Land. Warum müssen wir unser langes, drückendes Leben zubringen unter diesem grauen Himmel in der dumpfen Luft, in den dunklen Wäldern? Es ist mir wie in einem Gefängnis, dem ich nicht entrinnen kann. Ich habe eine Sehnsucht und sonst nichts. Der Riß ist da, und der Riß bleibt. Aber ich bin ein nüchterner, tätiger Mann, der einen klaren Kopf und sichere Hände braucht, was soll mir all das unruhige Wesen? — Aber immerhin, das Leben ist vielfältig, und es kommen Zeiten, da vergesse ich es fast, und manchmal schien es, als ob alles wäre wie ehedem. Aber dann bricht es ganz unversehens wieder auf, und es ist keine Hoffnung, daß es vergeht.

Was ich bin, das weiß ich nicht, ich strecke mich nach ganz etwas anderem. Das Meine, das mir Angeborene, das mir Zugehörige scheint mir fremd geworden — ach, daß doch das Fremde mein geworden wäre. Die Heimat fliehe ich, und die Fremde nimmt mich nicht auf. Das, was ich besitze, gering achtend und verlangend nach dem, was ich nicht erreichen kann, — soll ich den Rest meines Lebens so zubringen? Kann da ein gesammeltes Werk gedeihen, kann da eine rechte Arbeit geschehen? Was ist aus mir geworden? Was bin ich? Da ist mir, als ob eine ferne Stimme mir antwortete: Du bist, was du werden wolltest: **ein Deutscher.**

Held ist, wer standhält!

Der Rembranddeutsche:
Julius Langbehn.

Morgen

So oft die Sonne aufersteht,
Erneuert sich mein Hoffen
Und bleibet, bis sie untergeht,
Wie eine Blume offen;
Dann schlummert es ermattet
Im dunklen Schatten ein,
Doch eilig wacht es wieder auf
Mit ihrem ersten Schein.

Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
Und immer wieder streitet,
Das gute Blut, das nie verdirbt
Geheimnisvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
Voran der Sonne wehn,
Wird nie der Freiheit Fechterschar
In Nacht und Schlaf vergehn!

Gottfried Keller

Polnische Studenten.

Der Warschauer Berichterstatter der „Frankf. Zeitung“ berichtet seinem Blatt:

Nicht vergebens hat die polnische akademische Jugend vor kurzem dem Marschall Smigly-Rydz die Hände entgegengestreckt. Stand sie bisher, ein mißliebig oppositionelles Element, noch abseits des staatlichen Lebens, so sieht sie sich jetzt immer bewußter miteinbezogen. Das Schicksal hat den polnischen Studenten niemals verhätschelt. Er hat gehungert, gelernt und gekämpft, vor allem das letzte. Doch jetzt scheint die Wende gekommen, eine Verständigung der Generationen beginnt. Als ein neues Anzeichen dieser Entwicklung wird in Polen der Ausgang eines Konflikts bewertet, der zwischen der Studentenschaft einer Warschauer Hochschule und dem Kultusminister bestand. Dieser hatte im Zusammenhang mit der Studienreform die Umwandlung einer akademischen Lehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik in eine Anstalt minderen Ranges in Aussicht genommen. Daraufhin traten die 250 Studenten der Hochschule in den Streik, sie besetzten die Unterrichtsräume und beschlossen, jede Nahrungsaufnahme zu verweigern, bis das Projekt des Kultusministers rückgängig gemacht worden sei. Der Fall beschäftigte sogleich die ganze polnische Öffentlichkeit. Eine Delegation von vier Studenten ersuchte den Ministerpräsidenten General Sławoj-Składkowski um eine Audienz, und dieser hörte in Gegenwart des Kultusministers die jungen Leute aufmerksam an. Was sollte der Kultusminister machen? Er tadelte das Verhalten der Studenten, den Streik und den Hungerbeschluß, aber er legte seinen Plan zu den Akten. Der Ministerpräsident verstand, daß die jungen Maschinenbauer und Elektrotechniker nicht plötzlich zu Schmalspurakademikern degradiert werden wollten.

Und nun kommt etwas Hübsches. Als die 250 Studenten die gute Nachricht erhielten, da kannte ihre Begeisterung keine Grenzen. Sie hatten auf einen Erfolg kaum zu hoffen gewagt. Aus Freude befestigten sie an der Schule ein großes Transparent, auf dem sie den Regierungschef hochleben ließen. Ferner bestellten sie im Namen ihrer Eltern einen großen Lorbeerkranz, um ihn mit einer Dankadresse ins Ministerpräsidium zu senden. Zum feierlichen Abschluß ihres 48stündigen Hungerstreiks aber veranstalteten sie ein Gemeinschaftsmahl mit ihren Professoren, zu dem sie auch den Ministerpräsidenten einluden. „Ich danke Ihnen“, telegraphierte General Sławoj-Składkowski alsbald zurück, und seine Antwort war als ein Zeichen der Zeit in allen polnischen Blättern zu lesen, „infolge Mangels an Training möchte ich mit Ihnen nicht konkurrieren. Ich möchte aber bescheiden bemerken, daß ich in Ihrem Alter mich noch als hungrig betrachtete, solange ich nicht sechs Schnitzel zu Mittag bekam. Smacznego! Guten Appetit!“

Pzg.

Ein Vermächtnis.

Bekenntnis und Mahnung eines gefallenen faszistischen Milizsoldaten.

Ein Gruppenführer der faszistischen Miliz, Luigi Tanpini, aus der Provinz Brescia, der den abessinischen Feldzug mitgemeacht hat und dann als Freiwilliger nach Spanien ging und dort den Tod fand, hat ein Vermächtnis hinterlassen, das für den in der faszistischen Miliz herrschenden Geist ein wahrhaft beredtes Zeugnis ablegt und als Beispiel für den jungen Faszisten in der gesamten italienischen Presse veröffentlicht wird.

Es hat folgenden Wortlaut:

„Gelassen und ruhig ziehe ich ins Feld. Ich hoffe, daß mich Gott beschützt, damit ich immer meine Pflicht erfüllen kann. Ich bin stolz, daß ich, nachdem ich an der Eroberung des Imperiums, das unseren Kindern den materiellen Wohlstand sichern wird, beigetragen habe, nunmehr zur Verwirklichung des Imperiums des Glaubens mithelfen kann, das allen Söhnen die Erkenntnis des Guten und des Gerechten bringen wird.

Die Jugend fordere ich zur begeisterten Hingabe und Arbeit für das Vaterland auf. Den Geizhälsen und den Feiglingen rufe ich zu, daß, wenn ihr Herz nicht vertrocknet ist, sie die geistigen und materiellen Mittel aufbringen müssen, um unser Parteibuch in Werte und Leistungen umzusetzen.

Ich habe den Wunsch, daß meine Angehörigen, nachdem ihnen meine Lebensversicherung ausgezahlt wird, von den 50 000 Lire, die ihnen zukommen werden, 5000 dem Hause des Fascio, 2000 der Balilla-Organisation, 1000 dem Altersheim, 1000 der Berufsausbildungsschule und 1000 sonstigen wohltätigen Zwecken, die sie selbst bestimmen mögen, zuwenden.

Falls ich bei der Erfüllung meiner Pflicht fallen sollte, ist es mein Wunsch, in der Erde begraben zu werden und Frieden zu finden, wo sich mein Glaube in die Tat umgesetzt hat. Wer meiner gedenken will, der spende, was er vermag, an die faszistische Organisation. Gott schenke mir Gnade und den Preis der ewigen Seligkeit an der Seite meiner Mutter.“

Die Lebensquelle.

Zur Biologie des deutschen Bauerntums in Rio Grande do Sul.

Der nachstehende Beitrag ist dem ausgezeichneten Jahrbuch 1937 des VDA (Volksbundes für das Deutschtum im Ausland) mit freundlicher Erlaubnis des Herausgebers entnommen. Die Schriftleitung.

I.

Spräche man mit den schlichten Bauern im brasilianischen Urwald von „Biologie“, so würden sie hinter dieser Vokabel vielleicht irgend eine kitzlige Steuersache vermuten, und ihre Antworten in einem Gespräch über Biologie würden wohl dementsprechend ausfallen,

Ich will hier daher so von dem Biologischen im deutschen Bauerntum in Brasilien schreiben, wie es in Erscheinung tritt, — nämlich praktisch und nicht wissenschaftlich. Die Wissenschaftler und Statistiker mögen ihren Vers selbst nachher dazu machen.

Biologie ist für das deutsche Bauerntum in Brasilien Lebenswille und Lebenskraft, kurz und einfach: seine Daseinsberechtigung und Daseinsfreude. „Wir Kolonisten schaffen es schon.“ Und das heißt so viel wie: „Wir bleiben Sieger über die Schwierigkeiten des Lebens und des Urwaldes!“

Ich meine, das ist in der Tat praktische „Biologie“.

II.

Ehe noch die ersten deutschen Kolonisten in Rio Grande do Sul vor hundert Jahren landeten, hatten sie auf der hunderttägigen Überfahrt auf den Segelschiffen von Europa nach Südamerika viel Tod und viele Geburten in ihr Lebensbuch einzutragen. Auf dem Ozeangrund weist eine Knochenstraße den Weg zur neuen Welt, Knochen, vornehmlich von Pommeranern und „Hundsbucklern“ (Hunsrücker) sind das gewesen, Knochen von Leuten, die man ins Land rief, um den Boden urbar zu machen. Diese Knochen und die vielen verstreuten großen und kleinen Friedhöfe in Rio Grande do Sul sind das Ehrenmal der allzu Unbekannten, der ersten Siedler oder Kolonisten vom deutschen Bauerntum in Südamerika.

Aber: die hinüber kamen, haben es geschafft. Und das ist die Hauptsache.

III.

Der Bauer Hannemann aus Pommern brachte außer seiner Frau eine Kiste kümmerlichen Hausrates, ein paar Bienenstöcken auch ein auf dem Segelschiff während der 98tägigen Überreise geborenes Töchterchen, Kosmopolitana Auguste Hannemann, nach Brasilien. Das Döchting wurde „Auguste“ gerufen, „Kosmopolitana“ hieß es nur wegen der Geburt auf dem Segelschiff gleichen Namens.

Dieser Hannemann brachte also die erste Hausbiene nach Rio Grande do Sul und züchtete sie hier, und als er starb, hat die Auguste das Erbe des Vaters, die Bienenzucht, fortgeführt. Heute ist die Auguste Hannemann, später verheiratete und verwitwete Hecht, auch schon tot, sie starb vor einem Jahr, — aber Tausende und Abertausende Bienenstöcke beleben die Gärten, Wiesen und Felder der Kolonisten vom deutschen Bauerntum in dritter Generation.

Und das Wachs wird in Tausenden von Kilos alljährlich ausgeführt, auch nach Deutschland zurück. Und es kostet ein Kilo etwa dreimal soviel wie ein Kilo Honig. Das aber haben die Leute nicht gemacht, sondern wohl die Industrie oder die Kaufleute. Die Bienen wissen bestimmt davon nichts. Die zerstreut in Rio Grande do Sul lebenden 50 oder 60 Nachkommen der Hannemanns wissen davon aber auch wenig. Die meisten sitzen auf eigenem Grund und Boden und sind stolz darauf.

IV.

Großmutter Gölzer, heute wohl 85 Jahre alt oder älter, war mit 21 Jahren zum ersten Mal Witwe mit sieben Kindern. Unter den Kindern waren keine Zwillinge oder Drillinge. Später hat sie noch einmal geheiratet und wurde noch einmal Witwe. Heute hat sie über 120 Enkel und 60 Urenkel.

Das ist ihre Biologie.

Und das ist wohl auch Biologie des deutschen Bauerntums, daß die meisten dieser Enkel und Urenkel alle seßhaft geworden sind, alle mit dem Urwald gerungen und es geschafft haben.

Und die neue Generation wird es weiter schaffen. Und nach 50 Jahren werden bestimmt 500 Menschen in Rio Grande do Sul leben, mit Blut von der Großmutter Gölzer in ihren Adern.

Sieben und acht Kinder ist der heutige Durchschnitt bei den Bauern. Das ist auch ihre Biologie. Sie freien in der Arbeit, sie heiraten für die Arbeit, sie zeugen Kinder zur Arbeit.

V.

Bei mir zur Schule geht ein Bauernjunge, Werner mit Namen. Werner ist in der vierten Volksschulklasse. Werner ist ein heller Bursche, zwölf Jahre alt und will Arzt werden, seitdem er die Grippe gehabt hat und nicht mehr Angst hat, daß ein Thermometer aufgegessen werden muß, wie damals, als er es zum ersten Mal sah.

Der Vater erklärt ihm, Arzt könne er nicht werden, denn dann müsse er ein Butterbrot, dicht belegt mit Spinnen, verzehren können.

Was tut Werner? An einem hellen Sonntagmorgen steigt er ganz früh aus dem Bett, geht in die Speisekammer, schneidet sich ein Stück Brot über den ganzen Laib ab, beschmiert es dick mit Butter, geht in den Schuppen, sammelt Spinnen, — er ist doch groß und kann die giftigen von den ungiftigen unterscheiden, — belegt sein Brot und verzehrt es. Zum Morgenkaffee erklärt er dem erstaunten Vater: „Nun kann ich Doktor werden."

Das ist des deutschen Bauernjungen Werner Biologie, und es ist bestimmt deutsche Biologie.

Daß der Vater kein Geld hatte, um den Sohn studieren zu lassen, ja, daran war Vaters Fleiß schuld. Er hat soviel Felder urbar gemacht und all seinen Verdienst in gute Schuppen, gerade Zäune und ordentliche Tabaksöfen hineingesteckt, immer wieder seine Felder durch Zukauf neuer Stücke vergrößert, daß es gerade nur zum Leben langte, aber nicht für die Schule.

Werner hat das bald auch eingesehen. Heute will er Bauer werden, wie sein Vater einer ist. Er will ebenso mit dem Urwald ringen und Felder aus ihm machen.

Wahrlich, es ist ein erbgesundes Bauerntum, das in dem Werner lebt, trotzdem er einmal als Knabe von zwölf Jahren Arzt werden wollte, — oder vielmehr wohl gerade darum.

VI.

An einer Bauernschule arbeitet als Junglehrer ein Bauernsohn in dritter Generation, mit Namen Willy F. Er stammt aus der deutschen Siedlung Forqueta, hat das deutsche Lehrerseminar in San Leopoldo beendet und ist ein Lehrer, wie ich ihn jeder Schule wünschte.

Das Gehalt allerdings, das ich ihm zahlen kann, ist ein wenig kümmerlich, aber es langt für unsere Verhältnisse.

Mein junger Freund und Mitarbeiter scheint aber mit der Geldfrage in Konflikt zu kommen. Von Monat zu Monat kommt er — vom Monatsende an rückwärts gerechnet — immer ein paar Tage früher, „Vorschuß" bitten. Schließlich fällt dieser Bittag um Vorschuß fast mit dem Gehaltstag zusammen.

Da spreche ich mit ihm, so wie man mit einem lieben Mitarbeiter nun schon spricht. Ich sei auch mal jung gewesen, ich verstände ihn schon, er solle mir mal ruhig sagen, wo ihn denn der Schuh drücke.

Da sagt er: „Sehen Sie, ich bin doch hier in Brasilien in Forqueta geboren, da leben meine Eltern, da leben viele Bauern, da sind auch viele Kinder, aber einen ordentlichen Lehrer haben sie nicht. Und eigentlich müßte ich doch selbst dorthin, weil es mein Heimatort ist. Ich aber bin hier an der großen Schule und nicht an der kleinen Schule in der Heimat, darum zahle ich monatlich ein Viertel meines Gehalts an meinen Heimatort, damit sie sich auch einen „gelernten Lehrer" halten können, denn allein schaffen sie es nicht mit dem Geld. Sagen Sie es aber niemand", bat er, „das braucht doch niemand zu wissen, es nähme sonst alle Freude fort." —

Das ist seine, des Junglehrers Biologie — Heimatverpflichtung. Und es ist ihm selbstverständlich, daß er einen ganzen ungekürzten vierten Teil seines Gehalts dorthin schenkt, wo eine neue Generation Lehrer braucht.

Seine Taten sind unter den Deutschen in Brasilien zu Hause. Sie wachsen dort im Boden und sie bringen Frucht. Es gibt wohl für jeden Deutschen nur einen Heimatbegriff, eine Bodengebundenheit an den Ort, wo er geboren wurde, gespielt, gelaufen, gesprungen, zur Schule gegangen ist, gearbeitet und geliebt hat.

Wo immer ein Mensch deutschen Blutes in der weiten Welt sein Zuhause hat, wo immer er atmet, arbeitet und liebt, ist nicht Ausland, sondern für ihn ein Stück deutsche Welt, selbst dann deutsche Welt, wenn er niemals Deutschland gesehen, selbst dann, wenn für ihn Luther in Porto Allegro geboren sein sollte.

Das Herz macht die Heimat. Ja, das muß es wohl sein!

VII.

Ich sitze beim Kaffee, es klopft.

„Es sind Leute da" — sagt ein Bub. Ich bitte die Leute herein. Es sind drei bärtige, schwerfällige, in Bewegungen und im Sprechen langsame Urwaldbauern.

Es wird Kaffee gebracht. Ich spreche vom Wetter, ich spreche von der Ernte, ich spreche von Tabak- und Schmalzpreisen, ich spreche von Heuschrecken und Überschwemmung, ich spreche von der Hitze.

Außer „ja" und „nein" und Nicken und Kopfschütteln ist aus den Leuten nichts herauszubekommen. Man muß Geduld haben.

Ich frage nach ihren Frauen, ich frage nach ihren Kindern, da werden sie lebendig. Was sie sagen, ist wenig und doch sehr viel. Es wiegt richtig schwer, es legt sich einem richtig schwer aufs Herz.

„Wir haben viel Kinder bei uns. Wir haben seit 23 Jahren keinen Lehrer gesehen, wir haben keine Schule. Wir haben unsere Toten wie das liebe Vieh verkratzt. Wir können so doch nicht weiterleben. Wir können doch nicht verloren gehen, wir sind doch auch Brüder und Christenmenschen. Kommt, und helft uns Schule und Kirche schaffen."

Nach und nach erfuhr ich die Richtung des Tales der Siedlung. Durch wieviel Flüsse und Bäche zu reiten wäre, Brücken gibt es ja nicht. Die Leute erzählten, wo die Furt ist und wie man sie erkennt, und wie man reitend zu ihnen hinfinden kann, in vier Stunden Ritt.

Nach zwei Jahren mühsamen Reitens, zwei bis dreimal im Monat hinaus, war es endlich so weit. Wir konnten bauen.

Einer schenkte den Platz, ein anderer schachtete das Fundament, ein dritter fuhr den Kies, ein vierter stiftete zehntausend Backsteine, ein fünfter übernahm es, das Dachholz herbeizuschaffen, es zu richten und aufzustellen, ein sechster stiftete die Bohlen für den Fußboden, ein anderer Türen- und Fensterholz, noch einer so und soviel tausend Schindeln usw.

Wir konnten wirklich bauen und an Handlangern hat es nicht gemangelt.

Dabei verstanden nur sechs von allen Familienvätern etwas zu lesen und zu schreiben. Der sechste allerdings, mein Protokollführer, konnte nur seinen Namen schreiben.

Heute steht Kirche, Schule und Lehrerwohnung in einem Bau unter einem Dach. Und es ist schon eine eigenartige Biologie, warum des Lesens und Schreibens unkundige deutsche Bauern in Brasilien sich eine Schule bauen müssen, obgleich sie selbst keine besucht und ja nicht wissen können, was eine gute Schule bedeutet; sie wollen sie aber haben. Und sie haben sie. Und sie werden sie selbst erhalten.

Das Streben nach Höherem muß etwas Artgemäßes, Angeborenes sein. Und es äußert sich, wo immer Deutsche leben. Ob man es Lebensenergie nennen soll oder Eifer, ob man es Streben nennen soll oder Kulturwillen, eines ist sicher, es äußert sich, es ist vorhanden, es ist da, weil eben deutsche Menschen in der Welt da sind.

Wer wollte es leugnen, daß es gottgewolltes Dasein ist? Und wer sollte sich der Verpflichtung entziehen dürfen, Gemeinschaft mit solchen Volksgenossen zu haben, auf Gedeih und Verderb, weil eben das Dasein des Lebens es gebietet? . . .

Es scheint mir, daß bei deutschen Bauern das Beste immer vom Herzen in den Verstand kommt und daß vom Verstand her die Hand das Gute tut.

VIII.

Mancher Leser hätte vielleicht gerne statt der kurzen Erzählungen, die Typisches und Problematisches herauszustellen versuchten, so wie es in der Wirklichkeit erscheint, mehr Statistik, historische Aufzählung oder Ähnliches erwartet, wenn man vom „biologischen" Gesichtspunkt streiflichtartig einen kurzen Blick auf den Volksgenossen in Brasilien tun wollte.

Es scheint mir in der heutigen Zeit die Geisteshaltung der „Gebildeten" immer wieder dahin zu gehen, die Sachlichkeit und Sachliches allem voranzustellen, weil das allein eine richtige Beurteilung der Verhältnisse anderer gewährleiste. Es mag das sicher sehr europäisch sein und in Europa geschichtlich bedingt sein. In Südamerika, bei unseren über eine halbe Million zählenden deutschen Volksgenossen in Rio Grande do Sul, mit seinen fast fünfhundert deutsch-evangelischen Gemeinden und über tausend Schulen, liegt es wesentlich anders. Die „Sache" ist die „lebendige Person". Die lebendige Person allein treibt eine Sache und macht eine Sache. Das Lebendige, Ursprüngliche ist der Ausgangspunkt alles Gewordenen und Werdenden. So schafft das Leben. So bricht das Leben den Urwald.

Die Deutschen in Südamerika glauben, schaffen und wirken an ihrer Zukunft, sie rufen dadurch die Zukunft, ja mehr, sie machen sie. Sollte heute schon die Statistik an Stelle des ursprünglichen Lebens treten, so wäre das Volkstum in Gefahr.

Daß es besteht und bestehen wird, hundert und noch viele hundert Jahre lang, ist ebenso so zuversichtliche Glaubensgewißheit, wie der einzige Beweis dafür der ist: Wo immer in der Welt deutsches Bauerntum bodenständig beheimatet ist, da kann es nicht sterben.

Wilhelm Schütze.

Der Sperling am Ulmer Münster.

Am Ulmer Münster in Stein gehauen
Ist oben ein Spätzelein zu schauen,
Wie einen Halm es schiebt ins Nest.
Dasselbige ließ aufs allerbest
Ausbilden der Stadtrat ehrenfest,
Daß es für immer ein Vorbild wär
Der künftigen Zeit zu Nutz und Lehr;
Denn ohne des Spätzeleins Verstand
Kam nie der Münsterturm zustand.
Vernehmt nun, wie in grauen Tagen
Die Sache sich wirklich zugetragen.
Es weiß der Heide, der Jude, der Christ,
Daß ohne ein rechtes Baugerüst
Ein Turm nicht wohl zu bauen ist,
Auch, daß man's in der ganzen Welt
Aus Balken und Bohlen zusammenstellt,
Woran dann auf und ab die Leiter
Klettern die lustigen Bauarbeiter;
Der Meister aber ordnet dann,
Wie Steine man haben und setzen kann,
Da nun der Münster so hoch sollt sein,
Begehrt er die Rüstung auch nicht klein.
Man zieht mit Äxten hinaus in den Wald,
Fällt lange Bäume mit großer Gewalt
Und legt den längsten sogleich die Quer
Über den größten Wagen her,
Spannt dreißig gute Ochsen davor
Und zieht gemach zum nächsten Tor.
Doch wie man hinkommt, ist's zu klein,
Man kann mit dem Balken nicht hinein,
Der Balken ist draußen, die Ochsen sind drein.
Das Tor ist auch so felsenfest,
daß sich's durchaus nicht rücken läßt.
Da rief man herzu den Magistrat,
Doch wußte der für den Fall nicht Rat;
Sie mochten in alle Bücher sehn,
Es war der Fall nicht vorgesehn.
Es stand verdutzt so Mann als Frau,
Und stockte der ganze Münsterbau.
Viel Monden vor dem Tore stand
Der lange Balken, das ist bekannt,
Und stünde vielleicht noch heute dort.
Doch war zum Glück ein Gelehrter am Ort,
Der hatt' auf allerlei Dinge acht,
Woran vorher kein Mensch gedacht.
So sieht er einmal nach der Mittagsruh
Einem kleinen pfiffigen Spätzlein zu,
Das trägt zu Neste Lappen und Stroh,
Die Spätzin half ihm munter und froh.
Jetzt bringt er einen Halm, der läßt
Sich quer nicht schieben ins schmale Nest:
Gerad, als wär's der Balken am Tor,
Bleibt er mit seinem Halm davor,
Da denkt der gelehrte Mann mit Lachen:
Was will das arme Tier nun machen?
Auf einmal wendet der Spatz, nicht dumm,
Den Halm mit der Spitze zum Nest herum,
Und schiebt ihn mit dem Schnäbelein
Fein leicht und lustig ins Nest hinein.
Das sehn war dem Herrn Gelehrten lieb,
Er setzte sich bald ans Pult und schrieb
In bester Form an den Magistrat
Und gab den unvorgreiflichen Rat:
Daß man es in der Balkensache
Gerad wie der Spatz mit dem Halme mache.
Der Magistrat war nun so klug,
Daß er erst Leute von Fach befrug,
Damit die ganze Welt ersehe,
Daß hier nichts übereilt geschehe.
Die Leute vom Fache trauten nicht eben,
Weil selbigen Rat ein Gelehrter gegeben,
Indes ward der Versuch gemacht,
Und richtig der Balken ins Tor gebracht.
Man versucht's mit dem zweiten; auch das gelingt;
Es gelingt mit allen, so viel man bringt.
Da vereint sich der Magistrat aufs neu,
Auch rief er dazu das Gewerk herbei,
Und stifteten da sogleich ein Vermächtnis,
Dem Spatzen zu erhalten ein steinern Gedächtnis.
Der Magistrat war wohl zu loben,
Noch steht das Spatzenbild da droben,
— Zwar über die Einfalt jener Zeit
Lacht jeder anitzo weit und breit;
Doch wenn wir ein wenig zurückdenken
Und auf uns selbst die Obacht lenken,
So finden wir: wie gar oft im Leben
Wir Müh mit allerlei Balken uns geben.
Vergleichsweis haben die manche Gestalt,
Gar viel will man zwingen die Quer mit Gewalt,
Was leicht wär, wenn wie der Spatz man fände
Bei jeder Sache das rechte Ende.

August Kopisch.

Auf Fahrten und Wanderungen beachten!

Der Blitz aus heiterem Himmel.

Kleiner Steckbrief für gefährliche Sommergewitter.

Von Walter Lammert.

Gewitter sind nicht so unberechenbar, wie man für gewöhnlich annimmt. Die Tatsache, daß die meisten Todesfälle durch Blitzschläge sich im Freien ereignen, beweist, daß sich hier die Menschen zu wenig über die Form und Bedeutung des Gewitters im klaren sind. So ist man der Ansicht, daß die sogenannten Frontgewitter, also Gewitter, die in einer geschlossenen langen Linie zwar dunkel, aber gemächlich am Horizont heraufziehen, besonders schwere Gewitter seien. Das stimmt nicht. Schwer, heimtückisch und namentlich mit gefährlichen Blitzschlägen verbunden sind die ausgesprochen kurzen und räumlich unscheinbaren Gewitter, die nur ein Regenschauer zu sein scheinen und als geballte, schwarzweiße, schön gezeichnete Wolke am Himmel stehen, während ringsum die Sonne scheint. Diese Gewitter, wissenschaftlich Wärme- oder Hitzegewitter genannt, besitzen zumeist einen unheimlichen Reichtum an elektrischen Entladungen. Blitz auf Blitz zuckt aus einer solchen Wolke, die nur einen Bruchteil des Himmels umspannt, aber dem darunter liegenden Landstrich Wolkenbruch, Hagel und Blitz bringen kann. Die Heimtücke dieser Gewitter beruht darin, daß sie sich nicht wie die Frontgewitter durch Donnern lange Zeit vorher ankündigen, sondern sich innerhalb weniger Minuten bilden und dann mit aller Gewalt ausbrechen.

Man kann natürlich fliehen, sogar schon mit einem Fahrrad, vorausgesetzt, daß man sich über die Zugrichtung und ungefähre Schnelligkeit des heranziehenden Gewitters im klaren ist. Die gewöhnlichen Hitzegewitter, die meistens willkürlich entstehen und für einen begrenzten Zeitraum erhalten bleiben, bewegen sich in der Stunde nur 30—40 Kilometer weiter, so daß z. B. ein Radfahrer, wenn er etwas Tempo auflegt und zur rechten Zeit ausweicht, dem Gewitter entfliehen kann. Anderenteils ist es lebensgefährlich, mit dem Fahrrad ein Schwergewitter zu durchkreuzen, denn der Mensch besitzt nicht nur als erhöhter Punkt eine besondere Anziehungskraft, sondern es wirken auch die Metallteile als gute Blitzableiter. Eingehende Forschungen haben ergeben, daß die meisten Todesopfer dem Leichtsinn und dem Unverstand zuzuschreiben sind. Der Blitz hat, entgegen allen Redensarten von seiner Willkür im Einschlag, so bestimmte Regeln, daß man sie nur zu beachten braucht, um zu 95 v. H. gesichert zu sein. Die Grundregel ist: jedes Verweilen neben einem erhöhten Gegenstand, wozu Bäume aller Art, Schuppen im freien Felde, auch Heu- und Korndiemen gehören, bedeutet unmittelbare Todesgefahr. Man lege sich in einen Graben, wenn auch mitten in den Regen! Befindet man sich in einem Wald, so vermeide man lichte Plätze, suche dagegen die dichtesten Stellen auf oder gehe ruhig weiter. Ist der Wald nur klein, so durchwandere man ihn lieber mehrere Male, als daß man unter irgendeinem Baum stehen bleibt. Im Stadtgebiet eile man in das nächste Haus, bleibe aber unter keinen Umständen in der Haustür stehen. In den Wohnräumen sollte man sich nicht unmittelbar in der Nähe von Lichtleitungen und Schornsteinführungen aufhalten. — Wer diese Grundregeln befolgt, namentlich der Bauer auf dem Lande und der Ausflügler, die den größten Hundertsatz an Blitzopfern aufweisen, der vermindert für sich die Gefahr des Blitzschlages erheblich.